

# Der Mensch, ein Grenzgänger

Yves Cattin

Die menschliche Existenz kommt immer wieder durch eine Art Paradox zustande - ein unauflösbares, weil ursprüngliches Paradox. Die Existenz des Menschen muß, um wirklich und nicht nur imaginär zu sein, ihre Grenzen anerkennen, sie auf sich nehmen, übernehmen und beanspruchen. Doch um menschlich zu bleiben, muß sie diese Grenzen auch wieder unablässig abweisen und versuchen, in diesem ständigen Überschreiten zu leben. Der Mensch ist weder Engel noch Tier, sagte Pascal. Doch dieses von Pascal angedeutete Zwischen ist nur dann wirklich lebbar, wenn der Mensch in ein und demselben Tun sein Tier-Sein und seine Geistigkeit beibehält, wenn er darauf besteht, den Engeln zu gleichen, ohne jemals auf das Tierhafte zu verzichten, wenn er sich also als *körperliche Seele* oder als *spiritueller Körper* bejaht. Hier liegen das Ursprüngliche und die Fülle der menschlichen Existenz, in dieser körperlichen Seele, die zu nennen die Sprache immer versagt. Denn das Beiwort *körperlich* ist hier Hauptwort des Substantivs *Seele*, wie dieses zugleich Beiwort des Adjektivs ist. Die Seele ist Leib und der Leib ist Seele, unauflöslich und wesentlich.

Diese Einheit ist gleichsam die Unterschrift unter die Endlichkeit jeder menschlichen Existenz. Die menschliche Existenz ist als spirituelle endlich, weil körperlich. Man darf das nicht im Sinn des klassischen Dualismus verstehen, der meinte, die Seele sei im Körper wie der Inhalt im Gefäß, wie das Wasser in der Vase, die das Zerfließen verhindert. Es ist im Gegenteil so, wie Thomas von Aquin treffend sagt: „Die Seele ist im Leibe als Haltende und nicht als Gehaltene.“<sup>1</sup> Nicht die Seele oder der Geist ist im Körper, sondern *der Körper ist in der Seele*. Um zu existieren, bringt die Seele aus sich selbst den Körper hervor, und dadurch zeigt sie sich als *eine menschliche Seele*. Der Körper ist die Grenze der Seele; er ist die erste Grenze. Sie ermöglicht dem Menschen ein Dasein in konkreter, welthafter Existenz. Und er muß diese Grenze auch wieder überschreiten, um zur Welt und zu den anderen zu kommen. Der Körper ist also eine ontologische Ohnmacht. Sie macht es ihm unmöglich, sich als reiner und absoluter Geist aufzuführen. Als *menschlicher Körper* ist dieser eine Wesensqualität der Seele.

# 1. Die erste Grenze

## a) Die ursprüngliche Erfahrung des Körpers

Um diese ursprüngliche Erfahrung wieder aufzufinden, muß auf die dualistische Dialektik von Körper und Seele bzw. Geist verzichtet werden, auf die Dialektik des Außen und Innen, die sich in alle kulturellen Praktiken und in das philosophische und theologische Denken eingenistet hat. Eine vergessene Erfahrung ist wiederzuentdecken: die Erfahrung von der ursprünglichen Ganzheit, die wir sind. Geist und Körper sind nicht zwei Wirklichkeiten, aus denen wir uns in einer schwer durchzuhaltenden Einheit zusammensetzen würden. Körper und Geist sind nur *zwei Begriffe, zwei Weisen*, vom Menschen zu *sprechen*. Und will man unbedingt an diesen beiden Wörtern festhalten, dann mit der Präzision, daß man, wenn man sie nacheinander verwendet, sagen will, der Mensch müsse sich in zwei Richtungen entfalten, um menschlich zu existieren: Er muß Welt werden, indem er Körper wird, und er muß er selbst werden, indem er Geist wird. Und das erste Werden bedingt das zweite.

Der Mensch erweist sich als Körper und ist es ganz und gar, insofern er zur Welt kommt und sie sich aneignet. Und er erweist sich als Geist oder Seele und ist es ganz und gar, insofern er sich in dieser Bewegung des Sich-Aneignens der Welt als sich selbst und der Welt gegenwärtig erweist. Also existiert der Mensch nie in einer reinen Identität des Zu-sich-Selbst als In-sich-Selbst, sondern er ist immer durch die Welt zu sich selbst vermittelt. Der Mensch kommt zur Welt, um zu sich selbst zu kommen. Und der Körper bedeutet, daß das Menschsein des Menschen immer in dieser Bewegung hin zur Welt und zu sich zurück befangen ist, in diesem Übergang zum anderen als er selbst, um selbst zu werden und so zu sein. So erscheinen Exil und Auswanderung als die grundlegende Bewegung des Menschseins eines jeden, der aus seinem Sein herausgehen muß, um Gast der Welt zu werden und sich auf diesem Weg in die Fülle seines also wiedergefundenen Seins einzuholen, in eben dieser Bewegung, die Thomas von Aquin „reditio in se completa“ nennt.

### Der Autor

Yves Cattin ist Philosoph und lehrt in Clermont-Ferrand (Frankreich). Neben zahlreichen Beiträgen in verschiedenen Zeitschriften über die mittelalterliche Philosophie und über Religionsphilosophie seien noch genannt: *La Preuve de Dieu. Introduction à la lecture du Prosligion d'Anselme de Canterbury*, Paris 1987; *Court traité de l'existence chrétienne*, Paris 1992; *Images d'Anges au Moyen-Age, in der Reihe Visages du Moyen-Age*, 1999; *Anthropologie et politique. Lectures de Thomas d'Aquin*, erscheint demnächst. Anschrift: Saignes, F-63710 Saint-Nectaire, Frankreich.

## b) Der Körper als Begrenzung und Grenze

Der Körper ist also in der Seele, er ist die Seele, insofern sich diese als *menschliche Seele* ins Dasein begibt.

Und der Körper erweist sich als die Begrenzung der Seele und des Geistes. Man muß dieses Wort „Begrenzung“ gut verstehen. Es bestimmt den erforderlichen Raum, damit ein Wesen als Wesen der Welt existieren kann, als bestimmtes und *begrenztes* Selbstsein. Aber die Begrenzung verhindert es auch, daß dieses Wesen

über das hinausgeht, was es selber ist. Durch die Begrenzung ist es nur das, was es ist. Der Philosoph wird sagen: Die Begrenzung - hier der Körper - ist das Kennzeichen der Endlichkeit des Seins. Das bedeutet: Der Geist ist ein *menschlicher* Geist. Aber diese Begrenzung und diese Grenze müssen auch überschritten werden, damit der Mensch *zur Welt komme*, um gegenüber der Welt als Mensch zu existieren. Sobald der Geist sich seinen Körper schafft, erfindet er den Raum, erbaut er die Welt in einer Urart. Sie ist die Form aller Weltgestaltung, sowohl der inneren, die man auch Persönlichkeitsgestaltung nennt, als auch der äußeren der Dinge, die wir „bewohnen“ und sehen.

Der Körper ist diese Urgestalt. Er ist der Raum mit seinen Grenzen, seinen vitalen Zentren, seinen Wehren und seinen Schwächen. Der Körper ist natürlich in der Vorstellung, aber auch in der Erfahrung ein komplexer und hierarchisch geordneter Raum, von innen her gestaltet durch das ihn „besetzende“ Subjekt und zugleich von außen her durch den anderen, der sich ihm naht und ihn berührt. Der Körper ist dieses erste und ursprüngliche Territorium des Menschseins am Ursprung aller Territorien und aller geographischen Räume.

Genau das geschieht, wenn ich zur Welt komme, sei es bei meiner Geburt oder bei jedem alltäglichen Tun. Ich komme zur Welt, ich verkörpere mich und bin gewissermaßen von der Welt. Aber gerade in diesem Tun selbst komme ich zur Welt, indem ich mich der Welt vorstelle. Dann bin ich also auch wieder nicht von der Welt, sondern ihr gegenüber; ich stelle mich der Welt gegenüber. So ist der Körper immer ausgerichtet. Er stellt das Hier seiner Anwesenheit vor die Welt und setzt es durch. Und er stellt ebenso das Anderswo seiner Abwesenheit vor die Welt und setzt es durch, das Vor-Augen und das Im-Rücken, das Rechts-von-Ihm und das Links-von-Ihm. Sobald sich der Geist also als Körper zeigt, „geometrisiert“ er die Welt, er „durchwandert“ sie in allen Richtungen und verleiht ihr selber Richtung, indem er sich in ihr orientiert. Was wir Welt nennen, ist nur die dem Recht nach unendliche, in Wirklichkeit immer begrenzte Projektion der „Strukturlandschaft“ meines Körpers, das Netz aller wirklichen und möglichen Wege meines Körpers. So ist die Welt immer die Welt und zugleich meine Welt. Die Welt ist - zum Teil nur virtuell - mein Körper, und mein Körper existiert nur in Welt und indem er sich um sie kümmert, ihre Sorge auf sich nimmt und sich vom „Fleisch“ der Welt nährt.

### c) Der Migrant mietet sich die Welt

Der Mensch ist ein Migrant. Er überschreitet ständig die Grenzen seines Körpers, um zu dem zu gehen, was er nicht ist, und so er selbst zu werden. In dieser Migration erfindet der Mensch den Raum, das heißt den Ort seiner Anwesenheit, den Ort, wo er sich darstellt und dadurch vergegenwärtigt. Das Kommen des Menschen zu sich selbst ist demnach Kommen des Menschen zur Welt und Kommen der Welt zu ihm.

Man sollte also nicht von Raum im allgemeinen reden; er ist als solcher nur ein leeres Milieu, das heißt ein Wort. Man sollte vielmehr von *Räumen des Menschen* reden; es sind ebensoviele Weisen seiner Gegenwart in der Welt. Man kann dann

unterscheiden, erstens: Einen *existentiellen Raum*, die vernetzten Bündel aller Wege und „Mietwohnungen“ meines Körpers. Mein Kommen und Gehen in der Welt, die ich mir aneigne, entwerfen eine Art persönlicher Geographie, die in den Raum die zum Fleisch meiner Existenz gewordene und also „verkörperte“ Welt überträgt. Die Welt wird somit mein Universum, und dieses Universum ist die Spur, die mein Körper und zugleich meine Freiheit hinterlassen haben. Man kann dann zweitens von *abstraktem Raum* sprechen, um damit das weit ausgespannte Netz aller Möglichkeiten meines Körpers zu bezeichnen. Dieser Raum ist die objektive Grenze meines wirklichen existentiellen Raums und seine mögliche Öffnung in einem. Er ist gleichsam die Ausdehnung dieses Raums und macht, daß ich niemals Gefangener meines Raums bin. Ich bin hier, aber ich kann immer gehen und dann anderswo sein. Dieser Raum, den ich hier „abstrakt“ nenne und den man vielleicht als „virtuell“ im Sinne von „Figur meiner Macht“ bezeichnen müßte, ist wie die auspunktierte Linie meiner Zukunft. Das Anderswo wird dann zum Namen eines Künftigen. Schließlich sind dieser existentielle und abstrakte (oder virtuelle) Raum nur möglich, weil ich existiere und weil ich mich in einem *von Rechts wegen unendlichen Raum* zur Existenz bringe. Ich weiß wohl, daß ich immer in Grenzen existiere und daß das „Anderswo“, von dem ich träume, sich immer als das eng begrenzte „Hier“ erfahrbar offenbart. Doch was dieses an meinen Daseinsort gebundene „Hier-und-Anderswo“ auch bedeuten mag, immer gibt es ein „Anderswo“, von dem ich träumen kann. Man sagt manchmal von einem: „Er ist nie wirklich irgendwo zu Hause.“ Das „Hier“, das ich bewohne, verweist immer auf ein „Überall-Hier“, auf eine Totalität des Raums, auf ein Unendliches des Raums, den mein Körper als totales Da-Sein einnimmt.

Der Mensch ist also im Raum immer „in Miete“. Er verwirklicht sein Menschsein konkret nur, indem er sich den Raum als Ort des Seins und der Existenz mietet. Diese „Miete“ geschieht immer mehrmals, sie ist nie einmalig, sie ist die stets unvollendete Auswirkung des Körpers als konkrete Möglichkeit einer Welt. Und diese vielfache „Miete“ kann sich nur im erträumten Horizont einer „Allmiete“ der Welt entfalten, im unmöglichen, aber notwendigen Traum einer totalen Bewohnung der Welt. Wenn der Körper, mein Körper also seine Existenz entfaltet, entfaltet er vor sich den Raum und erfindet seine Orte wie Behausungen und Spuren seines Verlangens.

#### d) Die Orte des Menschen

Wir müssen diese Orte des Menschen beschreiben. Sie belehren uns nämlich über die grundlegenden Migrationen des Menschseins eines jeden Menschen.<sup>2</sup> Natürlich ist dieser Ort zunächst ein ganz eigener Ort, ein Raum, in dem mein Körper seine Möglichkeiten entfalten kann, das heißt ein Ort, an dem ich mein Ich sein und werden kann. Der Körper sammelt sich in den Grenzen, die er sich gibt und die er übernimmt (oder die man ihm gibt bzw. auferlegt). Und er behauptet sich als Ich, als Körper-Geist. Diese „Aussage“ des Körpers als Ich erstreckt sich vom Raum, in dem ich geistig arbeite, in dem ich Geist bin, bis zum Raum, in dem ich nur Körper bin, im Schlafzimmer etwa, wenn ich schlafe.

Jedesmal wird der Raum dem körperlich-geistigen Ausdruck entsprechend, nach dem er verlangt, durchgestaltet. Der Ort ist alsdann wie der Name, den ich trage, wie das Gesicht, das ich habe. Er ist der begrenzte Raum, der meine persönliche Identität umschreibt, Identität als solche, wie ich sie mir zuteile, indem ich sie abgrenze. Dieser Identitätsort ist gleichsam der sichtbare Körper der Person.

Doch dieser hier so genannte Identitätsort bleibt immer ein offener Ort; er ermöglicht eine dynamische Identität, wie ich sie mir immerfort schaffe und aneigne. Denn das „Ich-Werden“ ist nur möglich und wird nur wirksam, wenn das Ich nicht eingeschlossen und abgeriegelt bleibt an einem Ort, der dann ein Gefängnis wäre, also nur dann, wenn das Ich zum Anderssein „hinüberwechseln“ und dem anderen als es selbst begegnen kann. Es ist daher besser, statt von „Identitätsort“ von „Identifikationsort“ zu sprechen, von einem Ort in genügend festgelegten und beweglichen Grenzen, so nämlich, daß er das Unbegrenzte meiner aufeinander folgenden Identifikationen „enthalten“ kann. Aus diesem Grund ist dieser Identifikationsort immer auch und zugleich ein *Beziehungsort*, offen für die Möglichkeit des anderen, der zu mir kommt, und allgemeiner für die ganze Welt. So ist das Haus Ort der Zurückgezogenheit meiner selbst, Sammlung meiner selbst durch mich selbst und mit mir selbst, aber auch Ort des Empfangs, Öffnung für den Gast, der kommt und den ich bei mir aufnehme. In diesem Sinn ist das Haus immer Kosmos, Welt oder Mikrowelt, Ort aller Orte, empfangender und sammelnder Ort aller unterschiedlichen Orte, die man nacheinander durchwandert. Es ließe sich in der Analyse der privatesten wie der öffentlichsten Orte leicht zeigen, wie sich an allen diesen Orten die Dialektik des Identischen und des Relationalen auswirkt. Das Zimmer, in dem ich schlafe, das Bett, auf dem ich ruhe, sind solche Orte, wo ich mich in die größte Einsamkeit zurückziehe, abseits der Welt und ihrer Geräusche. Sie sind aber auch jener Ort, wo ich ehelichen Verkehr habe, also die höchste und tiefste Beziehung zum anderen tätige und die Geburt zur Welt verwirkliche. Und wenn der andere und die Welt hier nicht physisch anwesend sind, dann kommen sie doch und behausen diese Orte im Traum oder im Alptraum. Im Gegensatz dazu fordert auch der öffentlichste Ort, wo ich mein Sein-mit-dem-Anderen verwirkliche, zu seiner Echtheit, daß ich hier immer ich selbst sein und bleiben kann.

An diesem eigenen Ort, wo der Mensch sein Dasein setzt und seine persönliche Identität erbaut, sind Öffnung und Verpflichtung zum anderen noch tiefgehender. Denn hier empfängt der Mensch nicht nur die anderen Menschen und die Welt, sondern er empfängt und sammelt in sich auch die Geschichte der Menschheit. Dieser Ort ist ein *geschichtlicher Ort*, ein Ort, der meine Geschichte bedeutet und die Geschichte aller Menschen, deren Spuren er übernimmt. Das Wort „geschichtlich“ ist hier in dem grundlegenden Sinn zu verstehen, daß mein Körper, der Körper meines Ichs, immer ein geschichtlicher Körper ist, und daß der Ort meines Körpers räumlich die Spuren dieser Geschichte an sich trägt, auch wenn das nur teilweise und vorläufig geschieht. Weil der Ort geschichtlich ist, ist er auch Aufnahme der Totalität einer endgültig abgeschlossenen Vergangenheit, die nur noch in diesem punktuellen, vorübergehenden, verwehenden Ort Dasein hat,

im gegenwärtigen Zustand des Ortes. Auf diese Weise wirkt der Ort eines Menschen immer das Gedächtnis dieses Menschen und gibt sich zugleich als Monument des Menschseins, ebenso lesbar und ebenso geheimnisvoll wie irgendein anderes Monument. Und man kann zusammenfassend sagen: Der Ort ist immer *Gedächtnis* oder *Gedenken*, und zwar in dem fundamentalen Sinn der räumlichen Einschreibung einer Vergangenheit des Menschseins, die zu einer Zukunft des Menschseins berechtigt und öffnet.

Indem der Mensch den Ort erfindet, erfindet er einen Ort des Selbst-Seins, des Selbst-Werdens und des Beisammen-Seins. Jetzt kann Wirklichkeit werden, was man Begegnung, Kommunikation und Gesellschaft nennt, das heißt eine Begrenzung des Raumes und der Zeit; und in dieser Raum-Zeit bzw. diesem Zeit-Raum werden die Worte, die Gesten und das Schweigen Wirklichkeit. Indem die Menschen so ihre Orte erfinden und besetzen, umreißen sie eine vorläufige und komplexe Geographie verschiedener und vielfältiger Weisen des voneinander verschiedenen und doch zugleich immer miteinander verbundenen Menschseins.

## 2. Grenze und Brücke

### a) Der Mensch als Nomade

Das eben Gesagte ist nur deshalb möglich, weil es Grenzen gibt, die eine personale oder kollektive Identifikation erlauben, und weil diese Grenzen ständig in allen Richtungen überschritten werden in einer unablässigen, paradoxen Bewegung des Aneignens und Enteignens, in einem ununterbrochenen Verkehr und Austausch von Menschen.

Die Menschheit ist somit immer eine Menschheit von Nomaden. Sie sammelt sich und entfaltet sich an den Orten des Menschen wie ein weitausgreifendes Erzählen, wie eine Geschichte ohne Ende. Ebenso durchdringen und organisieren die schriftlichen Erzählungen in Form von Mythen und Legenden die Gruppen, Individuen und ihre Orte, unterscheiden sie und verbinden sie wieder und schaffen sie um zu Sätzen und gangbaren Wegen.

Dann also machen sich die Individuen oder Gruppen auf den Weg und befolgen dabei eine Art räumlicher Syntax. Sie folgen dem Kode, der ihr Verhalten ordnet und kontrolliert, den Raumwechsel regelt und die Orte aneinander oder durcheinander reiht. Diese sind sodann unter sich mehr oder weniger eng, mehr oder weniger locker verbunden durch eine je besondere Weise, die den Übergangstyp vom einen zum anderen festlegt. Immer aber begegnet man Grenzen; man überschreitet sie immer wieder aufs neue.

### b) Das abstrakte Menschsein in seinen Grenzen

Wie soll man dieses Nomadentum der Menschen, der Individuen oder Gruppen, analysieren, dieses konkrete Begehen menschlicher Orte und Räume, die Praxis unterschiedlicher Menschlichkeit? Es muß hier gesagt sein: Lange Jahrhunderte hindurch haben sich die Menschen damit begnügt, zu gehen, zu wandern, Orte zu besetzen und zu teilen, manchmal auch darum zu streiten. Die Menschheit hat

spontane oder aufgenötigte Strecken erfunden, vom Nahen zum Fernen, der dann also zum Nahen wird. Die Geschichte erzählt uns diese Wege mit ihren Wegschildern, ihren Kilometersteinen, ihren Grenzen. Sie erzählt uns, wie diese Wege der Menschheit möglich waren; sie erzählt die ganze Kette der erforderlichen Betätigungen in diesem ununterbrochenen Abenteuer von Begegnungen, Kriegen und Rassenmischungen. Die Geschichte offenbart auf diese Weise eine spontane und unreflektierte Ordnung des echt Menschlichen.

Doch unsere Moderne hat allmählich eine neue Strenge und eine neue Rationalität durchgesetzt. Man sieht sie am Werk im Entstehen der Nationalitäten, aber auch in der neuen Sorge um das Individuum; und sie verkörpern sich in einem immer genaueren und schärfer abgegrenzten juristischen Raum. Schritt für Schritt wurden Karten des Menschseins erstellt und verpflichtend gemacht; sie konkretisieren und autorisieren die möglichen Wege des Menschseins, und die Menschen haben sich in diese abstrakte Geographie einschließen lassen.

Allmählich hat sich die Art und Weise, Mensch zu sein, in materielle und spirituelle Grenzen eingeschrieben und umgeschrieben und sich dadurch verfestigt und gleichsam versteinert unter Verzicht auf den gegenseitigen Austausch. So wurden die Grenzen aus Übergangsstellen zu Schranken. Da diese Weise des Menschseins die spontanen Bewegungen des Lebens unbeachtet ließ, wurde sie abstrakt; sie wurde definiert und definierbar durch das Recht des Bodens oder des Blutes.

### c) Die Grenze

Wie es nun mit dieser Entwicklung stehen mag und wenn sich auch das Dasein der Menschen hinter mehr oder weniger gut bewachten Grenzen abgeschottet hat, die Menschen haben nicht aufgehört, ihren Ort zu wechseln oder auszuwandern. Und immer müssen die Wanderungen der Menschen wie deren Abstraktion, die Karten, auf Begrenzungen verweisen. Der Mensch, der den Raum auf unterschiedlichen Wegen durchwandert, begründet und gliedert ihn durch das Schaffen von *Abgrenzungen*, das heißt, er erfindet Grenzen für mehr oder weniger ausgedehnte Kultur- und Gesellschaftsräume. Wie die Tiere, so markieren auch die Menschen ihre Territorien oder sonstiges. Unablässig schaffen sie Räume, überprüfen deren Grenzen, streiten darum und verlegen sie auch.

Das Aufteilen und Verteilen des Raumes verwandelt diesen in einen strukturierten Raum. Die Festlegung der Grenzen organisiert die Räumlichkeit. Ohne diese Strukturierung wird der Raum dem Menschen feindlich und unmenschlich: Das Individuum oder die Gruppe sinkt dann zurück in die beunruhigende und fatalistische Erfahrung einer formlosen, unterschiedslosen, nachtdunklen Totalität; er ist verloren. Und vor allen Dingen wird dieser durch die Grenzen (Mauer, Bach, Fluß, Wald, Gebirge usw.) strukturierte Raum auch ausgesprochen, er wird in Worte gefaßt und zu Erzählungen gestaltet, die dann ihrerseits in die Rechts- und Verwaltungssprache übergehen.

Die wesentliche Aufgabe der Grenzen besteht darin, das Nomadentum der einzelnen und der Menschengruppen zu „humanisieren“. Man kann also dieses Noma-

dentum nicht einfach mit der periodischen Migration der Herden vergleichen. Tatsächlich bringen die Grenzen in diese Migration des Viehs, diesen Almaftrieb, wenn man so will, etwas Menschliches, eine menschliche Regel hinein, erlauben oder verbieten die Ortsveränderungen, orientieren sie. Sie begründen in der Regel den Verkehr und den menschlichen Austausch. Aus diesem Grund gehört zu jeder Grenze eine Brücke, ein Durchgang, die den Verkehr gestatten oder untersagen.

Die durch die Grenze auferlegte Abgrenzung hat zunächst den Zweck, für das Tun einen Raum, eine Bühne zu schaffen. In diesem begrenzten Raum werden die Verhaltensweisen durch das „ius“, das Recht, befohlen und erlaubt. Ohne diese Abgrenzungen werden die Verhaltensweisen ungewiß, gefährlich und tödlich. Wie sagten die Römer? *fas aut nefas!* Ein Ort ist günstig (*fas*) oder ungünstig (*nefas*), je nachdem, ob er dem menschlichen Tun diesen notwendigen „Sitz im Leben“ eines begrenzten Raumes verleiht oder verwehrt. Man kann diesbezüglich über das römische Ritual der Kriegserklärung an ein fremdes Volk oder sogar des Bündnisvertrags nachdenken. Dieser Ritus wurde durch eine besondere Priesterkaste, die „*fetiales*“, vollzogen. Er bestand aus einem Marschweg in drei Etappen: die eine nahe der Grenze, aber noch innerhalb des römischen Gebietes; die andere an der Grenze selbst; und die dritte jenseits der Grenze im feindlichen Land. Der Ritus hatte zum Zweck, den Raum günstig – *fastus* – zu machen, indem man ihn sich zu eigen macht; war das einmal geschehen, konnte der Krieg oder das Bündnis in einem festgelegten und eingeforderten, menschlich geführten Geschehen beginnen. Der Ritus öffnete den Raum und verlieh dem menschlichen Tun einen „Sitz im Leben“. So war der Raum, noch bevor er durchlaufen wurde, gesagt und erzählt. Die Grenzen öffnen ein Feld, das gesellschaftliches Handeln ermöglicht.

#### **d) Die Brücke oder der Grenzübergang**

Jede Grenze schließt jedoch einen Widerspruch in sich ein, nämlich die Beziehung zwischen der Grenze, die den inneren und „rechtmäßigen“ Raum abgrenzt, und der Brücke, die die Grenze zu überschreiten erlaubt, um in fremdes Land zu gehen, in das Außen. Die Grenze begrenzt einen menschlichen Raum nur unter der Bedingung, daß ihre Öffnung möglich bleibt, sonst würde dieser Raum zum Gefängnis werden.

Die Grenze, die abgrenzt, ist also auch Durchgang. Das ist das klassische Problem der Grenze: Zu wem gehört sie? Sie ist der Raum, den sie begrenzt; sie ist aber auch das Außen, das an diesen Raum rührt. Insofern erscheint die Grenze als eine Art theoretisches Niemandsland. Der Widerspruch ist nur lösbar, wenn die Grenze zur Mittlerin wird: Sie hält an, läßt aber durch. Hier ist die Trennung Kommunikation und die Grenze Verknüpfung verschiedenen, doch ähnlichen Menschseins, sie ist Übergang und Dialog. Und es kommt erst zum Konflikt, wenn die Grenze aufhört, diese Rolle zu spielen, und zur unüberwindbaren Mauer verhärtet.

Die Brücke über den Fluß, der die Grenze zwischen zwei Ländern konkretisiert,

verbindet die beiden Ufer miteinander. Durch die Brücke wird der Flußrand zum Ufer; und an jedem Brückenansatz zieht die Brücke die beiden Ufer und die beiden Länder an sich. Die Brücke sammelt so an einer Stelle des Flusses das beiderseitige Festland und wirkt eine Welt der Freundschaft. Die Brücke läßt den Fluß fließen, überläßt ihn seinem Lauf, verleiht aber den Menschen einen Weg über den Fluß. Sie läßt den Fluß unbehelligt und negiert ihn zugleich, denn der Fluß wird zum Weg, anstatt unüberschreitbare Schranke zu sein. Dadurch sammelt der Fluß alle Wege zu einem einzigen Weg und läßt ans andere Ufer gehen, zu anderen Wegen. So hört die Brücke auf, nur Konstruktion zu sein; sie wird zu einem Ort, einer Stelle, einem Ereignisort, einer Freistelle, das heißt, sie gibt den Raum frei für eine Begegnung der Orte, die an die Brücke rühren, eine freigelegte Stelle, die das Eingeschlossene aufbricht und daher frei macht. Die Brücke enthüllt also den wahren Sinn der Flußufer. Bevor die Brücke stand, waren diese nur Grenzen, die schließen. Jedes dieser Ufer bedeutete das Ende eines Landes, dem das Land gegenüber fremd war. Mit der Brücke sind die Ufer zwar immer noch Grenzen, aber offene Grenzen: Sie befreien ein Land, indem sie es auf ein anderes Land hin öffnen. Freilich muß es auch Menschen geben, die über die Brücke gehen; sie darf nicht menschenleer bleiben oder geschlossen. Erst dann verbindet die Brücke die Wohnsitze der Menschen und der verschiedenen Menschengruppen, die nun zu miteinander geteiltem Menschsein werden, also reicher und menschlicher.<sup>3</sup>

Aus diesen Bemerkungen folgt, daß Grenze und Brücke das menschliche Dasein kennzeichnen. Die Menschen bewohnen Orte, die sie festlegen und abgrenzen; und das ist die einzige Art des Menschen, menschlich zu sein. Der Mensch, der keinen Wohnsitz, keine Feuerstelle und keinen Ort hätte, wäre ein Mensch, der sein Menschsein verliert. Das Haus, das ich erbaue und also bewohne, das Land, in dem ich lebe – sie sind eine Herausforderung an das Leben, eine Verweigerung des Todes, ein Protest gegen ihn. Die größte Gefahr, die dieses Haus und dieses Land ständig bedroht, besteht in der Möglichkeit, daß das Haus zum Grab wird oder zum öffentlichen Platz, allen Winden zugänglich, daß das Land sich in ein Konzentrationslager verwandelt oder in einen Raum ohne Ende noch Grenze.

Menschenwürdig leben heißt demnach begrenzen: Mauern errichten, Grenzen festlegen. Solches tun heißt eine Freiheit, ein Leben wirken, wahres Menschsein pflegen. Eine „Schonung“, eine „Befriedung“ des Raumes und daher des menschlichen Daseins, der menschlichen Existenz entsteht. Menschenwürdig leben heißt, sein Menschsein leben lassen, es in Sicherheit bringen, indem man es mit dem Schutzwall der Grenzen umgibt, die zugleich die Grenzen des Raumes und der Freiheit sind. Doch diese von uns geschaffenen Grenzen sind immer offen auf ein anderswo, wo wir hingehen können und das zu uns kommen kann.

### e) Die Verpflichtung zur Gastfreundschaft

Da die Grenze immer von einer Brücke überspannt ist, weil sie immer eine Grenze ist, die die Freiheit sich selber setzt, darum fühlen sich die Menschen immer zur Gastfreundschaft, zum Empfang des Andersseins verpflichtet. Die Wohnung und

das Land selbst sind gastfreundlich. Der Volksmund täuscht sich nicht, wenn er von einem gastfreundlichen Haus oder Land spricht. Die Freiheit, die sich Grenzen setzt, ist eben die gleiche, die diese Grenzen auch wieder überschreitet. Dann werden der Empfangende und der Empfangene zu Gastgebern und Gästen; das gleiche Wort [*hôte*] bezeichnet [*im Französischen*] den einen wie den anderen; Gastfreundschaft gehört wesentlich zum menschenwürdigen Leben.

Die Gastfreundschaft ist die Grundregel für das Menschliche des Menschen und seiner Menschwerdung. Doch geschieht dieser verpflichtende Austausch des Menschseins in der Gastfreundschaft nicht unterschiedslos. Die Gastfreundschaft unterliegt wie das Menschliche einer Regel. Ausgetauscht wird zwischen den Menschen ihr „Mensch-Sein“ und nicht ihr Seinsmangel. Die Gastfreundschaft ist also ganz natürlich eine Anforderung an die Menschlichkeit, sowohl auf seiten des Empfangenden als auch dessen, der empfangen wird. Von beiden erfordert sie, menschlicher zu sein und ihre Seinsfehler, ihre Unmenschlichkeit abzulegen. Jede Gastfreundschaft ist daher kritisch, noch vor jedem Ethnozentrismus. Von rechts wegen und auch tatsächlich ist diese Gastfreundschaft „unendlich“, sie ist Aufnahme des Nächsten, des Freundes, des Nachbarn wie auch des Fernen und Fremden. Durch sie wird, wer sich mir naht, mein Nächster, sollte er auch aus weitester Ferne kommen. Die Gastfreundschaft führt zu gegenseitiger Erkenntnis und Anerkenntnis. Und unter dieser Hinsicht ist sie von Anfang bis Ende Ehrfurcht und Achtung der Menschenrechte. Zunächst in negativer Form: Man läßt den anderen existieren, läßt ihn dasein, nimmt ihm nicht die Luft weg, öffnet ihm einen Raum, in dem er sich zeigen kann als der, der er ist. Dann in positiver Form: Die Achtung wird zur Kommunion unserer Ähnlichkeiten, wird über unsere anerkannten und überschrittenen Unterschiede hinweg Erstellen eines Raumes zum Leben in menschlicher Gemeinschaft.

### 3. Der Mensch - zum Fremden geworden

#### a) Die verlorenen Orte

Wir befinden uns heute in einer relativ neuen Lage. Sie verlangt von uns ein noch nie geleistetes Bemühen der Einbildungskraft und des Denkens. Die Grenzen scheinen sich zu verwischen. Und doch werden sie unnachgiebig beansprucht gegenüber den Fremden, die sich an unseren Toren drängen. Die Individuen verlieren sich in der Masse und in den Massenbewegungen und fordern trotzdem ihre Unabhängigkeit und Einmaligkeit. Die Räume der Begegnung, das heißt die Räume für das soziale Wesen des Menschen, werden immer seltener, immer unauffindbarer. Die Städte sind urbanisiert und kolonisiert, die Wohnungen standardisiert, die Straßen und Plätze sind Durchgangswege geworden, auf denen sich nichts ereignen darf, und auf dem Land selbst ist durch Tourismus und Reiseaktivitäten alles ausgeschildert und besetzt.

Wie die Räume, so werden auch die Zeiten unauffindbar. Die Lebenszeit ist ein Raster von Stundenplänen, bestimmt von Agendas, von Kirchturm-, Bahnhof- und Armbanduhren, und man hat keine Zeit mehr zu verlieren, denn „Zeit ist

Geld“. Und selbst die Freizeit oder freigemachte Zeit ist eine leere Zeit, also langweilig; man füllt sie so schnell wie möglich mit Vergnügungen aus. So geschieht es, daß sogar die Ferien, diese pur geschenkte Zeit im Leben mit ihrem Erlebnis einer reinen Freiheit, daß sogar ganz „unnütz“ daliegende Räume, ein unbebautes, brachliegendes Gelände etwa, eine Kirche usw. allmählich verschwinden oder verkommen zugunsten nützlicher Zeit und nützlicher Räume.

So werden die Lebensräume und Lebenszeiten unmerklich zu leblosen Orten, zu Übergangsorten, wo man nicht mehr anhält, sich nicht mehr aufhält, sich nicht mehr Zeit nimmt, nicht mehr seine Zeit verliert. Die Orte, von denen ich geredet habe, werden Durchgangsorte, Orte des Nicht-Seins.

## **b) Die Verallgemeinerung des Nicht-Ortes**

Die Behauptung ist kaum übertrieben, daß die Orte des Lebens verschwinden, jene Orte also, die für das Leben bestimmt sind. Der Geburtsort ist gleichgültig geworden; er ist zur Angabe eines abstrakten Ortes auf einer zivilamtlichen Erklärung zusammengeschrumpft. Dies um so mehr, als man heutzutage in jenen Nicht-Orten geboren wird, die man Geburtskliniken nennt. Von da aus wird das Individuum von jenen anderen Nicht-Orten des Lebens gleichsam aufgeschnappt, an denen es nur noch „das Leben verbringt“. Der Mensch bewohnt prachtvolle oder armselige Appartements, vorübergehend. Er besucht Klubs oder Hotels, steigt in Autos ein, fährt immer und überall herum, sozusagen in einem verallgemeinerten „Viehtrieb“ unter den Imperativen der Arbeitsplätze. Zu guter Letzt stirbt er im Krankenhaus, dem Übergangsort par excellence, bleibt einige Stunden oder Tage im Leichenhaus und verschwindet bei der Einäscherung ganz. Denn dieses ständige Unterwegssein kommt nicht einmal mehr wie früher in einem Friedhof und im Frieden einer Gruft zur Ruhe, sondern im Rauch der Krematorien. Dieses individuelle Herumwandern wird von einem engmaschigen Transportnetz in allen Richtungen übernommen und erleichtert; befindet man sich daher an irgendeinem Ort, so ist man dank diesem Netz der Möglichkeit nach bereits irgendwo anders, an irgendeinem anderen Ort der Erde.

Die Beschreibung ist kaum übertrieben. Sie soll die Bewegung aufzeigen und unterstreichen, in die wir alle mehr oder weniger hineingezogen sind. Sie soll aufmerksam machen auf das fortschreitende und vielleicht unausweichliche Verschwinden der Orte, wo wir wirklich Mensch sein können, also wirklich eigener Orte.

Die Folgen dieser Entwicklung sind zahlreich, und man brauchte Zeit, um sie zu untersuchen. So lassen sich hier nur einige Vermutungen anstellen, einige Vorschläge unterbreiten. Die erste Folge ist auch schon die wichtigste. In diesem Ortsvergessen und in diesem Verlorensein im ortlosen Raum verliert das Individuum seinen Körper und die Vertrautheit mit seinem Körper. Er wird zu einer Art Fremdobjekt, zu einer wunderlichen, ostentativen Maschine, die das Ich „an Händen und Füßen gebunden“ den Launen des herumschlendernden Getummels der Gesellschaft ausliefert. Der Mensch verliert sich dann in einem undifferen-

zierten Raum ohne Anhaltspunkte, ohne klare Spuren, die das Nahe vom Fernen, den Nächsten vom Fremden unterscheiden lassen. Überall nimmt der Fremde zu, und mein Nachbar gegenüber ist mir nicht näher als der Kanake im Neukaledonischen Urwald, den mir ein Fernsehbericht manchmal näher bringt als den Treppennachbarn. Der Fremde ist überall gegenwärtig, er drängt auf uns zu wie ein Phantom, weil er in uns ist, weil er „wir“ ist. In dieser Angst wurzeln die extremistischen und rassistischen Bewegungen. Sie fordern die Rückkehr zu den Werten der Erde, des Bodens, der Wurzeln und weisen die Fremden ab als Bedrohung der persönlichen oder nationalen Identität. Aber die durch diese Bewegungen weiterentwickelte Furcht und Ablehnung des anderen sind nur der Ausdruck der Angst, sich schon verloren zu haben. Wir sind uns selbst fremd geworden. In unserer modernen Gesellschaft, wo sich Einsamkeit und Anonymität immer mehr ausbreiten, werden die Individuen ohne Herd noch Ort zu *Niemand*. Die einzige Weise, die Individuen voneinander zu unterscheiden, ergibt sich durch Zuweisung einer Ordnungsnummer in der Gesellschaft. Und alle Nummern haben gleichen Wert. Person und Ich verschwinden; sie werden aufgesaugt in die Anonymität einer Einsamkeit, einen Vorgeschmack der Hölle. Denn niemand sein heißt, keine Person sein. Sein ohne Selbstsein heißt, sein ohne den anderen, der mich erkennt und mich ruft. Und der Mensch, der nicht mehr gerufen wird, verdirbt zu einem Menschen ohne Menschlichkeit.

### c) Der neue Mensch

An diesen Un-Orten schafft sich jedes Individuum ein neues und seltsames Selbstbild, etwas wie eine verallgemeinerte Selbstauflösung, ein Zerflattern nach Gutdünken der Anreize einer Weltanschauung, in die es sich eingeschlossen hat. Zuweilen gerinnt diese Selbstauflösung an den Kontrollpunkten des Systems, am Zoll, an der Mautstelle, an der Kaufhauskasse, am Geldautomaten. Ich werde dann wieder zum Ich, jedoch zu einem nummerierten, aufgeschriebenen, anonymen und veranschlagten Ich. Ich habe keine echte Identität, keine echten Beziehungen mehr. Ich existiere im Gegenteil in einer endgültigen Vereinsamung, die zugleich eine radikale Ähnlichkeit ist, da ich wie alle anderen in dem Gewirr derselben Abläufe, derselben Karteien, derselben Meldungen und derselben Werbungen existiere.

Für das Individuum gibt es also keine Tradition und keine Geschichte mehr; sie sind vergessen oder in Klammern gesetzt. Einzig zählt die Aktualität mit der Dringlichkeit des Geschehens. Das Individuum erhebt sich zur Existenz erst, wenn etwas geschieht, und auf das Vergangene wird nur angespielt, um das Gegenwärtige zu bestätigen. Dann identifiziert sich das Individuum mit dem Geschehen (nicht einmal mit dem, was ihm geschieht) und mit dem Bild, das man ihm davon bietet. Es entsteht daraus eine Art verallgemeinerter Werbungs- narzißmus in geschlossenem Stromkreis. Ich bin dieser Mann oder diese Frau, der/die für diesen Wagen Werbung betreibt, der in diesem Supermarkt verkauft wird, der diese private Radiostation anpreist, die dieses Hotel empfiehlt, das für

diese Fluggesellschaft wirbt, die ... und so weiter und so fort in einer endlosen Kreisbewegung.

Die gegenwärtige Lage ist also ungemein verwickelt. Wir leben in einem wirren Geflecht von Orten und Nicht-Orten. Alle unsere Daseinsorte werden durch Nicht-Orte bedroht wie Häuser, die sich schließlich alle gleichen, weil alle durch Habitat oder Idea möbliert werden. Und alle Nicht-Orte, an denen wir uns immer wieder einfinden, träumen davon, wahre Orte zu werden, wie das Landhaus, das man dort draußen auf dem Land wirklich heimisch möchte, gleich einem der einstigen Bauernhöfe. Was die Orte betrifft, so benützen wir täglich ein zweisprachiges Vokabular. Wir sprechen noch von Haus, während wir doch in „Wohnblöcken“ wohnen (wo man eben keine „Wohn“gemeinschaft bildet). Da wir ständig unterwegs sind, träumen wir von einem Wohnsitz. Wir sind immer nur vorübergehend irgendwo, wir sind Vorübergehende, wissen nicht mehr wohin auf all den Autobahnausfahrten und -einfahrten, und wir haben vergessen, was wahres Reisen ist, mit wahren Begegnungen an wahren Kreuzungspunkten der Menschheit. Und wir kommunizieren, kommunizieren! Während wir doch die Wörter unserer Sprachen verlernt haben und vielmehr eine universelle, nützliche, verarmte und standardisierte Sprache sprechen, das Basic-Englisch. So wird aus dem wirklich gelebten Menschsein ein gesprochenes und geträumtes Menschsein.

## Schlußgedanke

Diese neue Welt ist ein Netz von Netzen, wo alle Abläufe identisch und einmalig zugleich sind. Der Mensch als Person verliert sich darin und wird zu einem anonymen, identischen und austauschbaren Individuum. Und in dieser Welt wird der Ort nicht mehr durch ein System von Beziehungen und Gegensätzen zu anderen Orten bestimmt, wie die Stadt und ihre Dörfer. Aus dieser aufeinander folgenden Verschachtelung von Orten, Dörfern, Kantonen, Departements, Regionen und Nationen kommt das Land selbst gar nicht mehr zum Vorschein, und mit dem Menschen verschwindet auch das, was wir eine Welt nennen. Die Orte werden ihrer Verschiedenheiten und Eigenheiten entleert, und die Menschen, nun ohne heimatlichen Herd und Ort, ohne Glauben und Gesetz, werden zu imaginären Menschen.

Wenn wir von der uns bedrohenden Katastrophe reden, will das nicht heißen, sie sei unvermeidbar. Uns bleibt die Forderung nach einem lebendigen, also sterblichen Leben. Uns bleibt die Aufgabe, einen neuen, nicht dagewesenen Geburtsort zu erfinden, den Geburtsort des Menschen zu sich selbst. Einen Ort, an dem jeder aufs neue seine Identität erstellen und bewahren kann, einen Ort, wo er dem anderen Menschen begegnen und die Zeit einfangen kann, indem er eine Spur hinterläßt. Und folglich müssen wir wieder Grenzen erfinden und Brücken, um sie zu überschreiten, da die alten Grenzen und die ehemaligen Brücken nicht mehr haltbar sind. Wir müssen ein neues Verhalten erfinden, neue Botschaften und neue Beziehungen. Zu eben dieser Zeit, da die neuen Techniken alle Grenzen

illusorisch machen, laufen wir Gefahr, dem schlechten „Trieb“ zu erliegen, der darin besteht, diese selben Grenzen zu betonieren, um unsere individuellen und kollektiven Eigenheiten einzuschließen und aufzustoßen. Auf diese Weise bauen und füllen wir die Zwischen-Räume, die vergitterten Zugangswege, wir vereisen die Orte, wir errichten „Blöcke“ und Mauern. Wir müssen im Gegenteil eine Logik der Mehrdeutigkeit erlernen oder wiedererlernen, lernen nicht zu vergessen, daß das Tor, das verschließt, auch öffnet, daß die Grenzen da sind, um durchzulassen. Unsere wesentliche und dringliche Aufgabe ist also der Bau von „Brücken“. Eine schwierige Aufgabe. Denn die Brücke befreit zwar aus der Einschließung, droht aber auch die Autonomie zu zerstören; sie eint zwar die menschlichen Wohninseln, kann sie aber auch gegeneinander führen. Die Brücke kann zerstörerisch werden, Ausgang eines Eroberervolkes oder Einfallstor fremder Barbaren; sie verleiht jedoch auch jeder Innerlichkeit eine notwendige Äußerlichkeit, jedem normierten Menschsein seine nötige Andersheit, was wiederum bedeutet, daß der Mensch nicht ohne den anderen leben kann.

Der Schluß daraus ist leicht zu ziehen: Die Grenzen sind dazu da, um überschritten zu werden. Sie sind beweglich und müssen sich auch ständig verändern und immer wieder eine neue Ordnung der Orte erfinden. Sie gleichen darin den Kodras, diesen kleinen griechischen Statuen, deren Erfindung Dädalus zugeschrieben wird: Sie kennzeichnen die Grenzen; aber indem sie fortwährend den Platz verändern, erfinden sie bewegliche Räume, nach dem Bild der beweglichen Weisen des Menschseins.

<sup>1</sup> Thomas von Aquin, Sth I, q 52, a 1 (zitiert nach der Deutschen Thomasausgabe, Bd. 4, Schöpfung und Engelwelt, hg. v. Katholischen Akademikerverband, Salzburg/Leipzig 1936).

<sup>2</sup> Für diese Beschreibung kommentiere ich frei die von Marc Augé, *Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la modernité*, Paris 1992, 69ff. vorgeschlagenen Kategorien.

<sup>3</sup> Der Leser wird diese allzu raschen und abstrakten Analysen vervollständigen können durch eine Lektüre des großartigen Romans von Ivo Andrić. Die Brücke über die Drina. Eine Wischegrader Chronik, München 1992. Die Brücke, der „Held“ des Romans, spielt genau die Rolle, die ich hier zu beschreiben versuche; sie bringt zwei entgegengesetzte Welten in Kommunikation (oder in Opposition), das türkische muslimische Reich und die beiden christlichen Länder Serbien und Österreich.

Aus dem Französischen übersetzt von Arthur Himmelsbach